Nr. 108. XIX. Jahrgang. Sonnabend, 22. April 1911.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.

Fernsprecher: Redaktion Nr. 3897, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen:
Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Tabellensatz 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement:
In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" je 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 84 Pf., pro Quart. 2,52 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn:
Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,60 Kr., pro Quart. 4,79 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage 1,42 „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz. Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 18 Seiten. Roman siehe Seiten 17 und 18. Ziehungsliste der Kgl. Sächs. Landeslotterie Seite 18.

Alte und neue Rechtsanschauungen.

Von unserm A-Mitarbeiter.

Berlin, 20. April.

In den Mauern Berlins tagt zurzeit die deutsche Landesgruppe der „J. K. V.", der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung. Ihr verdienter Führer, Geh. Justizrat v. Liszt, kritisierte heute aufs schärfste die vielfachen Mängel des Vorentwurfs zu einem künftigen Strafgesetzbuch, der jetzt der neuen Strafrechtskommission zur Abänderung vorliegt, und gab von dem Erscheinen des Gegenentwurfs Kenntnis, an dessen Schaffung er, v. Liszt, selbst beteiligt ist. v. Liszt erklärte auch, es sei zu wünschen gewesen, daß das Reichsjustizamt die gesammelten kritischen Stimmen zu dem ersten Vorentwurf einem weiteren Kreise, als es leider geschehen ist, zur Verfügung stelle. Aus diesen Aeußerungen geht hervor, daß man in kriminalistischen Kreisen mit dem Gang der Dinge in der vom Reichsjustizamt berufenen Kommissionen nicht allgemein zufrieden ist und daß der Reform unsres Strafrechts noch mancher harte Kampf bevorsteht. Ein Kampf zwischen wem?

Davon, d. h. von den scharfen Gegensätzen, die hinter den Kulissen offizieller Kongreßreden und offiziös beeinflußter Entrefilets aufeinanderprallen, ist in der Oeffentlichkeit viel zu wenig die Rede. Und doch käme es vor allem darauf an, daß die öffentliche Meinung über diese Gegensätze und Schwierigkeiten auf dem laufenden erhalten wird. Die neue Strafrechtskommission ist, wie die erste, von der Regierung zusammengesetzt worden. Unsre deutsche Reichsregierung steht aber in ihren Repräsentanten und Leitern auf dem streng konservativen Boden der klassischen Strafrechtsschule. Diese ist die Mutter des zurzeit geltenden Strafrechts. Eifersüchtig behütet und verteidigt sie ihren Standpunkt. Sie sieht immer noch in den Verbrechen die Aeußerung eines freien, verantwortlichen Willens, der die Wahl hatte, gut oder böse zu sein, und eben nicht gut sein wollte. Und sie sieht in der Strafe noch immer die gerechte Vergeltung, die „Sühne", die Zufügung eines Uebels für ein begangenes Uebel. Auf der andern Seite eine geschlossene Phalanx von Gelehrten und Praktikern des Strafrechts aller zivilisierten Länder, eben die J. K. V. Die Grundsätze der J. K. V. weisen den Gedanken der gerechten Vergeltung ab, weil Gesetzgeber und Richter einer solchen Anforderung doch nie gerecht werden können, weil es außerhalb der menschlichen Macht steht, in das Herz des Verbrechers zu sehen, es also immer unmöglich bleiben wird, die Strafe der „Schuld" anzugleichen. Die J. K. V. sieht in dem Verbrechen nicht das Resultat eines frei und voll verantwortlich sich für das Böse entscheidenden Willens, sondern das notwendige Produkt des sozialen Milieus, der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwelt, in der der Verbrecher aufgewachsen ist (soziologische Auffassung) oder das notwendige Produkt der unterwertigen Persönlichkeit, die der Verbrecher körperlich und geistig darstellt (anthropologische Auffassung). Nach dem Artikel 1 ihrer Statuten vertritt die J. K. V. die Ansicht, „daß sowohl das Verbrechen als auch die Mittel zu seiner Bekämpfung nicht nur vom juristischen, sondern ebenso auch vom anthropologischen und soziologischen Standpunkt aus betrachtet werden müssen. Sie stellt sich zur Aufgabe die wissenschaftliche Erforschung des Verbrechens, seiner Ursachen und der Mittel zu seiner Bekämpfung." In neuester Zeit wird nun die anthropologische Ansicht (Lombroso war ihr Vater) von der soziologischen mehr und mehr aufgesogen, weil man sich zu der Erkenntnis durchringt, daß auch die schlechte Züchtung (die degenerierte Nachkommenschaft z. B. von Trinkern) nicht anders als die schlechte Aufzucht ihre Wurzel in sozialen Mißständen, in Krankheiten des gesellschaftlichen Lebens hat. Somit ist der Standpunkt der J. K. V. heute schlechtweg der soziologische und ihr Haupt-, Grund- und Kernsatz: Das Verbrechen ist eine sozialpathologische Erscheinung. Dieser Gedanke läßt sich nicht mehr wegwischen von den Tafeln des modernen Wissens; er bedeutet, wenn in praktischen Reformen ausgeprägt, für das seit Jahrhunderten geltende „Vergeltungsstrafrecht" eine unerhörte Umwälzung.

Neben der Regierung und der modernen Strafrechtswissenschaft besteht aber noch ein dritter Faktor der Strafrechtsreform, auf den es doch auch ein wenig ankommt. Das ist die Volksanschauung über die Begriffe „Verbrechen" und „Strafe". Die Volksanschauung, auch die politisch links stehender Kreise, steht — das muß doch auch einmal konstatiert werden — durchaus nicht durchweg auf dem aufgeklärten Standpunkt der J. K. V., weil die öffentliche Meinung eben mit den Grundfragen der Strafrechtsreform zu wenig beschäftigt worden ist und überhaupt die Wissenschaft in dieser Ecke zu wenig popularisiert wurde. Ob die Volksanschauung den neuen Ideen und Forderungen in bezug auf die Strafrechtsreform nun so rasch wird folgen können und wollen, das ist eine sehr ernste, ja eigentlich die wichtigste „Reformfrage". Hier winken die nächsten Aufgaben für die Pioniere der Gerechtigkeit.

Fez geplündert?

Aus London und Tanger kommen übereinstimmende Meldungen, daß Fez, die eine Hauptstadt Marokkos, geplündert worden sei. Die Telegramme widersprechen einander aber darin, daß einige dies als einen Erfolg der Rebellen hinstellen, die Fez erstürmt hätten, während die andern behaupten, die Plünderung sei von den Einwohnern der Stadt selbst ausgegangen. Die „Berl. Morgenpost" will erfahren haben, daß viele Europäer umgekommen seien, die „Vossische Ztg." gar meldet aus Madrid, daß vermutlich alle Europäer ermordet worden seien. Diese Gerüchte sind glücklicherweise bis jetzt noch nicht beglaubigt, selbst die französische Presse, die gern die Lage als möglichst schlimm hinstellt, kann sie noch nicht bestätigen. Darüber berichtet uns unser Pariser Vertreter:

+ **Paris**, 21. April. (Priv.-Tel.) Der „Matin" schreibt: „Der gestrige Tag brachte keine Bestätigung der Meldung, wonach die Stadt Fez geplündert worden sei." Anderseits hat das genannte Blatt in der letzten Nacht Meldungen über die Mahalla, die der Instrukteur Bremonde leitet, erhalten, die in den letzten Tagen auf dem Gebiete der Scherardas lagerte. Diese Meldung des „Matin" schildert die Lage der Mahalla als fast hoffnungslos. In einem Briefe Bremondes an einen Freund sagte er am Schlusse: „Ich sage Dir nicht auf Wiedersehen, sondern Lebewohl!"

Ein andrer Offizier, der an einen Freund in Tanger schrieb, machte in diesem Briefe testamentarische Bestimmungen mit dem Bemerken: „Wenn nicht ein Wunder geschieht, so geht es mit uns zu Ende." Im Ministerium des Aeußern ist man ohne Nachricht über das Schicksal der französischen Instrukteure. Hierzu bemerkt der „Matin": „Angesichts dieser Lage ist es dringend erforderlich, Unterstützungstruppen zu entsenden, ohne der Kommentare deutscher und spanischer Blätter zu achten, welche in einem solchen Vorgehen der französischen Regierung etwas andres sehen als die Befolgung einer Humanitätspolitik zum Schutze der Europäer in Fez."

Frankreich schickt sich denn auch an, in Marokko noch energischer als bisher vorzugehen. Offiziös wird gemeldet, daß die aus der Schauja nach Fez zu entsendende Harka etwa 2000 Mann zählen und ein Kadre von algerischen und französischen Instrukteuren, sowie mehrere Artillerieabteilungen erhalten werde. Was die Verstärkung der Militärposten auf dem rechten Ufer des Muluja anlange, so habe die Regierung dem General Toutée freigestellt, über die sämtlichen Mannschaftsbestände seiner Division zu verfügen, um die Sicherheit des Grenzgebietes zu gewährleisten. Die Regierung scheint sich vorläufig darauf beschränken zu wollen, durch eine Truppenansammlung auf dem rechten Mulujaufer, welche durch die in dem Algecirasvertrag anerkannten französisch-marokkanischen Abkommen von 1901 und 1902 gerechtfertigt sei, die aufrührerischen Stämme von Fez abzulenken. Der „Temps" bemerkt hierzu, man müsse sich fragen, ob dies genügen werde, um die Sicherheit des Oberstleutnants Mangin und seiner Streitkräfte zu verbürgen, falls ihm die Munition ausgehen sollte.

Neue Bismarck-Erinnerungen.

Der Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses.

Am 21. August 1879 war Fürst Bismarck mit seinem jüngeren Sohne Wilhelm in Gastein eingetroffen. Auf den gewöhnlichen Spaziergängen ließ er sich diesmal nur wenig sehen, und Eingeweihte munkelten, er sei schlecht aufgelegt. Man habe eine Sache an ihn herangebracht, welche der Hausminister hätte erledigen können, und dann mache ihm die auswärtige Politik ernste Sorgen. Eine Bestätigung erblickte man in dem am 27. August erfolgten, ganz unerwarteten, auf eine Einladung Bismarcks zurückzuführenden Besuch des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern Grafen Andrassy, den die Kurgäste übrigens kaum zu sehen bekamen, da er während seines zweitägigen Aufenthalts in Gastein die meiste Zeit in der Gesellschaft Bismarcks verbrachte. Es mußte etwas Außergewöhnliches zwischen den beiden Staatsmännern verhandelt werden, wenigstens war das kaiserliche Telegraphenamt in Gastein an den beiden Tagen durch die Regierungskorrespondenz so sehr in Anspruch genommen, daß es keine Privatdepeschen beförderte. Der Gegenstand, der die beiden Staatsmänner so intensiv beschäftigte, war die seit kurzem erfolgte völlige Veränderung der Politik Rußlands gegenüber Deutschland.

„An Stelle der alten Freundschaft" — so etwa argumentierte Bismarck nach den uns vorliegenden Quellen seinem österreichisch-ungarischen Kollegen gegenüber — „ist Eifersucht und Mißtrauen getreten. Gortschakow hat den Anfang gemacht, Kaiser Alexander II., dem Kriegsminister Miljutin folgend, setzt das Werk fort. Die Dislokation der russischen Truppen an unsrer Grenze hat geradezu einen bedrohlichen Charakter angenommen. Von der Ostsee bis Warschau stehen auf einem wenig ausgedehnten Raume fünf vollständige Kavalleriedivisionen auf Kriegsfuß mit zugehöriger Feldartillerie. Wir haben Vorstellungen gemacht und Aufklärungen verlangt, man hat abgeleugnet, daß Vorbereitungen getroffen würden, sie aber dessenungeachtet weiterbetrieben. Es werden Aushebungen vorgenommen wie am Vorabend eines Krieges, und man könnte sagen, daß alles im Hinblick auf ein rasches Einrücken in unsre östlichen Provinzen angelegt ist. In Verbindung mit diesen formidablen Vorbereitungen ist von seiten der russischen Presse ein heftiger Feldzug gegen Deutschland eröffnet worden. Wir haben darüber Klage geführt, Gortschakow bezeichnete sie als imaginäre Beschwerden. Rußland hat sich nach allen Seiten um Bundesgenossen gegen uns umgesehen, es hat in Frankreich wegen einer Allianz angeklopft, auch in Italien sondiert, mit dem Ergebnis, daß dort kein Bataillon zu bekommen sei. Auf den Kaiser Alexander, der jetzt einem gesteigerten Zäsarismus huldigt und ganz unter dem Einflusse der Generale sowie der panslawistischen Agitation steht, ist kein Verlaß mehr. Er hat bereits seit einiger Zeit unserm Botschafter in Petersburg gegenüber eine drohende Sprache geführt und in einem eingehenden Schreiben an Kaiser Wilhelm gesagt, es könne so nicht fortgehen, daß Deutschland in den orientalischen Kommissionen mit Oesterreich stimme. Es könne dies die desaströsesten Folgen haben. Ich bin der Meinung, daß wir den russischen Hochmut nicht länger ertragen dürfen, und wenn wir zu optieren haben, so optiere ich für Oesterreich."

Andrassy machte darauf geltend, daß sich Oesterreich-Ungarn in einer fast analogen Lage befinde. Eine ähnliche militärische russische Organisation, wie die an der deutschen Grenze, bedrohe seit dem Monat Juni die österreichische Grenze. Von Galizien bis zur Bukowina sei eine starke Truppenmacht zusammengezogen, bestehend aus 150 Bataillonen Infanterie, 80 Schwadronen Kavallerie und 220 bespannten, mit Munition versehenen Geschützen: „Wie bei Ihnen, scheint alles vorbereitet, um auf das erste Signal in unser Gebiet einzurücken. Oesterreich wird gegenüber diesen russischen Bedrohungen gleichfalls nicht allein bleiben können, und ich schließe daraus die Folgerung: gegen ein russisch-französisches Bündnis, das nun doch einmal in der Luft liegt, ist der natürlichste Gegenzug ein österreichisch-deutsches."

Bismarck: „Stehen die beiden großen Nachbarmächte, die eine Streitmacht von zwei Millionen Kämpfern in das Feld stellen können, zusammen, so haben sie niemand zu fürchten. Auch handelt es sich nicht darum, aggressiv gegen Rußland vorzugehen."

Andrassy: „Es handelt sich lediglich um ein defensives Bündnis gegen einen russischen Angriff auf einen von beiden Teilen und ich möchte um keinen Preis einwilligen, daß im Falle eines deutsch-französischen Krieges Oesterreich-Ungarn intervenieren solle."

Bismarck: „Ich bin allerdings dafür, das Bündnis auch auf anderes als einen russischen Angriff auszudehnen."

Schließlich einigte man sich auf ein Schutz- und Trutzbündnis nach jeder Richtung, ohne Nennung Rußlands, wobei aber der Sachlage nach Rußland gemeint war. Ein öffentliches Bündnis, wie Bismarck es im Auge hatte, war in den Augen Andrassys eine Provokation, weil es nicht bloß den Schutz gegen eine russische Aktion, die ja auch ausbleiben konnte, enthalte, sondern die Isolierung Rußlands konstatieren würde, was der fried-

*) Aus dem „Neuen Bismarck-Jahrbuch", das H. v. Poschinger in den nächsten Tagen im Verlag von Karl Konegen (Wien) erscheinen läßt.

Eine Komödie und ein Witz.

Eine Abrechnung. Komödie von Gustav Wied. — **Erster Klasse.** Schwank von Ludw. Thoma.

Zum ersten Mal im Kgl. Schauspielhause.

Demokritos Wied, Feind und stattlicher Bekämpfer aller Gammellöbinger (ehedem Abderiten genannt), aller Philister, geistigen Erbschleicher und heuchlerischen Moralpauker, kommt an einem schönen Frühlingstage wiederum nach Dresden, zum Volke zu sprechen. Gerade haben die ältesten Kastanien ihr saftgrünes Kleid wieder angelegt, naiv und anmutig errötend kokettieren schmächtige Mandelbäumchen vor den Häusern. Helle Fenster stehen des Abends offen, und Menschenlaute, aus denen die Sonnenfreude klingt, und sehnsüchtiges Geklimper dringen heraus. Ein Sonnentag hat ganze Gartenstraßen mobil gemacht. Die duftenden silberweißen Riesensträuße leuchten durch die milde Nacht. Nester sieht man bauen, Werbung und sehnsüchtigen Putz überall. Und überzählige Frühlingsgedichte in den Papierkörben der Redaktionen.

Da kommt der Weise von der Insel Lolland, kommt der lächelnde Philosoph aus Dänemark, den kein Schlagbaum abhalten, dem kein Einfuhrverbot und andre Grenzstücke etwas anhaben kann, und wirft mit vollen Händen seine fröhliche Wissenschaft unter das Volk. Ich verstand ihn so und schrieb mir's in mein Merkbuch:

Eine solche Nacht war's, die der trojanischen Aktion voranging. Frühling, Blüten im Mondschein und Sehnsüchte. Da trug Paris, der Zweitgeborene des Priamos, die schöne Frau des Königs Menelaos aus dem Palais und brannte mit ihr durch nach Troja und gab sie nimmer heraus. Weil sie Aphroditens Bestimmung mißverstanden, zogen die Griechen der rosigen Prinzessin nach und würgten tausend Trojaner. Die Trojaner verstanden die Frühlingsgöttin nicht besser, würgten tausend Griechen, ruhten nicht, bis daß man sie unter den rauchgeschwärzten Mauern Ilions begrub. Als aber dieser große Liebeskrieg um eine Frau vorbei war, war's wiederum Frühling, als sei gar nichts Böses und Blutiges je geschehen, neuer Lenz kam und neue Sehnsüchte, und die Menschen fühlten einander wie brünstige Hirsche. Sie verstanden Aphroditens Gebot noch immer nicht. Nach Jahrtausenden hatten sie aus dem Frühling des Lebens, aus der Liebe nichts Besseres zu machen gewußt als — ein Problem. Da habt ihr also, Törichte, das ewige Rätsel zu einer Klagemauer gemacht, an der ihr euch das Hirn einrennt, weil der härteste Schädel doch nimmer durch diese Wand rennen kann. Jeglicher hat seine besondere Manie und Manier, das erotische Problem, wie er's nennt, zu lösen. Keiner bedenkt, daß darüber immer wieder neuer Frühling einzieht, neue Mägdlein geboren werden und rosig und kokett wie die Mandelbäumchen im Garten stehen im Mondlicht. Soll immer und ewig Menelaos Trojaner würgen um der Helena willen? Tausend Griechen den lustigen Prinzenfrevel schwerblütig und blutig heimzahlen? Kämpft ihr darum gegen die Gebreste des Leibes, gegen allerhand sichtbares und unsichtbares Ungeziefer, Pestilenz und Hungersnot, um das Hirn an jener Mauer einzurennen, das erotische Problem zu lösen? So verstand ich Demokritos aus Gammellöbing oder Gustav Wied, wie er auf den Theaterzetteln genannt wird. Und nickte ihm zu und gab ihm recht. Aber den vielen und mir wies er's an einem Beispiel von der Art, wie nur humorgesegnete Sonntagskinder es zu finden wissen: Wie, sprach er, wenn Helena alt würde, sieblich und runzelig und weißhaarig? Und sie ginge den Weg aller Frühlinge und aller Winter? Aber Paris und Menelaos blieben übrig, stünden vor der Mauer mit den schrecklichen Spuren von tausend Frühlingsfeldzügen, würden sie annoch die Köpfe sich einrennen um die Wichtigkeit der Problemlösung?... Hierbei zog er den Vorhang zurück: Ich will euch die stille Komik eurer erotischen Wichtigtuerei zeigen, sprach er. Und führte alle in ein Altmännerstift...

— — — — — — — — — — — —

Mitten zwischen Siebzigern und Achtzigjährigen zwei Greise. Einer, der seiner Lebtage mit Geld und Liebe geizte, sich und sein Weib plagte, der Andre, sein alter Freund, der jeden neuen Frühling, wiewohl er (oder weil er?) ein Junggeselle war, mit neuer froher Demut grüßte, ohne zudringlich nach dem Problem zu tasten. Einer, der durch siebzig Lenze strebte nach allerlei dürren Sachen, in denen viele Menschen das Glück verborgen wähnen, der im Alterswinter nun an dem kärglichen Feuer der Karriere seines Schwiegersohns sich wärmen will — der Andre, ein Hans im Glück, weil ihm all die Lenze und Winter selbstverständlich schienen, gut und keiner Korrektur bedürftig. Helms und Krakau. In zwei Körpern zwei feindliche Weltanschauungen. Die Siebzigjährigen geraten just am Geburtstage des Herrn Helms aneinander. Denn Herr Helms hat sich die Herrschaft über das durch eine (köstlich markierte) neutrale Zone geteilte Zweimännerzimmer angeeignet, und diese Herrschaft ist in eine Tyrannis ausgeartet. Und wie Herr Helms nun renommiert mit seiner Schwiegertochter, seinem Schwiegersohn, dem Geheimrat, sich breitspurig wärmen will an diesem kärglichen Feuerchen und dem Freund geizig das kleinste Plätzchen versperren, muß er's endlich erfahren. Die Geheimrätin ist gar nicht seine Schwiegertochter. Als Herr Helms gegen die Frau mürrisch war und hart, ging die weinend zu dem Freund. Und Krakau tröstete sie und sie schenkte Herrn Helms, ihrem angetrauten Gatten, eine Tochter aus solcher Tröstung. Drohend sieht man die Klagemauer sich aufrichten. Aber der Mann aus Lolland ist ein lächelnder Weiser. Es gehört zu den Erlebnissen, wie die zwei alten Männer sich finden in dem Glück eines gemeinsamen Enkels. Helena starb und hinterließ Andrea, eine Tochter. Andrea aber und ihr Geheimrat zeugten Knud, einen prächtigen Studenten. Menelaos und Paris aber sind zwei alte Herren, die ihr liebes Geheimnis zu wahren wissen. Sie mühen sich nicht, das Problem zu lösen. Der eine weiß nur, daß Paris vor vierzig Jahren Liebe verschenkte, als Menelaos geizig war. Der andre schenkt immer noch milde, sorgsame Liebe dem Choleriker Menelaos, an dem er, ein junger Paris, in aller Liebe und Freundschaft die Sünde beging... Maupassant hat etwas entfernt Aehnliches einmal gemacht. Zwei Grandseigneurs nach dem Tode der Frau des einen. „Ich will dir ein Geheimnis sagen", fängt zögernd der Freund an, „ich habe deine Frau ein Leben lang geliebt, aber ich blieb stumm, weil ich euer Glück nicht trüben wollte." Der Witwer erwidert: „Sie hat mir gestanden, auf dem letzten Lager gesagt, daß sie nur dich liebte, mein Freund; doch sie ließ es nimmer merken, weil sie die Freunde nicht entzweien, keinen verlieren wollte." Eine Ballade in knappster Prosa, von einer deutschen Toggenburgstimmung wehmütig erfüllt. Bei Wied ist in dieser Perle eines Einakters das Lachen bei der Träne, die Träne im Lachen. Die Jugend dringt herein, spaltet die Komödie, treibt (einen Einakter!) zur kunstgerechten Peripetie. Sie klingt still, versöhnlich lächelnd aus, diese Komödie in einem Altmännerasyl. Aber der Weise hat eine Tat getan... Den Finger gelegt an die ewige Komik der erotischen Wichtigkeit. Indem er nur zeigte, wie dem Paris und dem Menelaos die Bedeutung des großen Problems abhanden kommt im Winter des Lebens, riß er ein Stück der harten Klagemauer ein. Zeigte, daß der blühende Garten dahinter alljährlich sich erneut, triebhaft, selbstverständlich und unverändert...

— — — — — — — — — — — —

Diese Komödie in einem Akt ist ein Meisterstück. Sie haben im Schauspielhaus ein Kammerspiel daraus gemacht. Wie Hanns Fischer und Adolf Müller die zwei Siebzigjährigen geben, wird man sie nirgends wieder sehen. Fischers Gestaltung ist (an kleinen und großen Menschlichkeiten) die stärkere. Man könnte sich aus den Zügen des Greises leicht zurückfinden durch Jahrzehnte, durch alle Etappen seines Erlebens bis in seine Knabenzeit. Das Typische in diesem alten Menschen ist erschütternd, höchster Genuß, zu erleben, wie das an sich nicht Wichtige des Falles Helms zu seiner besonderen Bedeutung gehoben wird. Ein Kabinettstück deutscher Schauspielkunst war's, was man erlebte. Müller betont das Typische stärker und das Nördliche, das der Uebersetzerin Mathilde Mann sprachlich so gut gelungen ist. Auch er gab Musterhaftes und einen abwechselnd grimmigen und linden Humor von besonderen Reizen. In einer der kleineren Rollen machte sich Herr Meyer durch seine Schlichtheit (neben manchmal nicht ganz unterdrücktem unzeitgemäßen Pathos und Zuvielspiel seiner Komparsen) angenehm geltend. Im ganzen: ein Kammerspiel. Ein grundehrlicher, starker Erfolg, ein deutlich fühlbarer allseitiger Kontakt zwischen den Parteien. Ein Zeugnis für den großen Humoristen Wied, dessen deutscher Theaterruhm hier gegründet, hier gestern erneuert ward. Ein Zeugnis für den Dichter von der seltenen Wesensart derer, die solches zu geben vermögen, wie den Roman „Die Väter haben Heringe gegessen" oder — „Eine Abrechnung".

— — — — — — — — — — — —

Ludwig Thoma nach Gustav Wied. Der Bauernschwank „Erster Klasse" nach dieser „Abrechnung". Nach der Menschheitskomödie, die in Tiefen hineinleuchtet, ein witziger Einfall. Ueberhaupt nur ein

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19110422/1